



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Nachlaß gesunde Composition kann also recht gut eine selbständige Arbeit sein. Der Komponist bliebe dann noch nachzuweisen, wenn — es der Mühe lohnte.

Aber lohnt es denn der Mühe? Friedländer spricht das Lied augenscheinlich mit einem gewissen Bedauern Mozart ab. Er spricht von seiner „feinen, zierlichen, den Musiker wie den Laien gleichmäßig erfreuenden Melodie,“ die ebenso sehr „Webers wie Mozarts Züge“ trage, „aufs glücklichste die galante Stimmung des Gedichts“ treffe u. s. w.; sogar den recht gewöhnlichen chromatischen Gang am Schlusse, der wohl in hundert Liedern jener Zeit wiederkehrt, nennt er den „schönen chromatischen Gang.“ Wie verschieden wir doch da fühlen! Ich habe das Liedchen manch liebes mal Sängern begleitet und habe das natürlich stets mit der nötigen Pietät besorgt. Aber im Geiste sah ich doch dabei immer zu meiner Rechten eine Hand die Kurbel drehn und dachte: Na, das Lied singest du auch nicht, wenn nicht Mozart drüber stünde! Auf mich hat offen gestanden der Nachweis Friedländers wie eine Befreiung gewirkt. \* \* \*

Unter den Linden. In wenigen Wochen wird Berlin durch Eröffnung des neuen Theaters „Unter den Linden“ um eine attraction bereichert werden — so melden die Zeitungen. Eine attraction für wen? An jedem Abend sollen zwei große Ballets und eine Operette aufgeführt werden. Zweihundert „Figurantinnen sind engagirt“; das Theater faßt tausend Zuschauer. Gespielt wird bis Mitternacht, doch bleibt das „Etablissement“ bis ein Uhr geöffnet. Mit dem Theater wird sich ein Café und ein — Hotel verbinden. Honny soit qui mal y pense! Vielleicht ist sogar ein Gutes dabei. Man sieht endlich, wo das Ballet hingehört.



## Litteratur

Die Neue Welt. Reisekizzen aus dem Norden und Süden der Vereinigten Staaten, sowie aus Kanada und Mexiko. Von Emil Deckert. Berlin, Gebrüder Paetel, 1892.

Amerika tritt uns immer näher. Einst schwamm es wie ein Wolkenstreif, der sich ins Unbestimmte verliert, tief am Abendhimmel, rot und golden wie ein Märchen; aber es ist gewachsen und steigt immer höher und dunkler am Firmament herauf, wir unterscheiden schärfer einzelne Teile und ermessen die Größe des Ganzen, dessen Schatten über das Meer bis zu uns herüberfällt. In dem Fremden dieser Erscheinung liegt etwas Drohendes, wir erwarten unbestimmt einen Einfluß dieser Raumgröße, dieser Menschenmengen und vielfältigen Hilfsmittel und Leistungen auf unser soviel kleiner zugeschnittenes Wesen und fragen uns, ob unser politisches Kleingewerbe in der Konkurrenz mit diesem großen Unternehmer bestehen werde. Mächt Rußland fordert Nordamerika am dringendsten zum Studium auf, nicht uns nur, sondern alle Europäer, und da wir keinen Überfluß an guten Büchern über dieses Land haben, begrüßen wir mit Dank neue, gute Berichte; sie sind um so notwendiger, als die transatlantischen Länder in ihrem jugendlichen Wachstum sich in vielen Einzelheiten überraschend schnell verändern.

Gegen das Buch, von dem wir heute ein paar Worte sagen möchten, haben

wir freilich allerlei einzuwenden; wir wollen aber erst am Schluß berühren, was uns nicht gefällt, um zuerst das Gute zu loben und zu empfehlen, was uns daran angezogen und gefesselt hat.

Wir haben hier die gewissenhafte Arbeit eines gebildeten Deutschen vor uns, der die bedeutendern Städte und Landschaften der Vereinigten Staaten östlich vom Felsengebirge fast alle besucht und prüfenden Auges durchwandert hat, den der Wunsch beseelt, wahrheitsstreuen Bericht zu geben, und dessen Schilderungen uns in angenehmer Plaudersprache ohne alle Länge und doch ernst belehren, indem sie uns zugleich unterhalten. Wir halten das Buch für geeignet, ein im ganzen richtiges Bild der Vereinigten Staaten diesseits des Mississippi zu geben, und wünschen, daß es aufmerksame Leser finden möge.

Von vornherein hat es uns für den Verfasser eingenommen, daß er offenbar den aufrichtigsten Wunsch hegt, die Wahrheit zu finden und zu sagen. Wir wissen aus Erfahrung, daß das nicht leicht ist, um so weniger leicht, als so viele von unsern eignen Landsleuten drüben vor dem Amerikanertum auf dem Bauche liegen. Das erbittert und mischt leicht das Grelle des Widerspruchs in die Farben unsrer Schilderung. Es ist überhaupt schwer, einer so jugendlichen Erscheinung gegenüber, wie es Nordamerika in Beziehung auf seine Kultur und in politischer Beziehung ist, den richtigen Weg in Anerkennung und Tadel zu finden. Unserm Verfasser ist das größtenteils gelungen. Er hat geographische Studien gemacht und verliert nicht das Große des Landes über den Einzelheiten aus dem Auge. Es ist ganz gut, daß er uns öfter auf die in der Natur, sogar in geologischer Tiefe der neuen Welt liegenden Schranken ihrer Entwicklung aufmerksam macht, denn auch in Europa lassen wir uns allzu leicht von dem Großen bestechen, das ja nicht alles positiv ist, und dem Jugentlichen, das ja nicht alles hoffnungsvoll ist. Wir vergessen den ungeheuern Vorzug unsrer alten Geschichte, unsrer ehrwürdigen Umgebungen, die uns wie Kinder einer altangesehnen Familie, die in großen geschichtlichen, erinnerungsreichen Räumen aufwachsen, neben die des reichen, aber unbehaglich in all seinem Neuen, Unehwürdigen, der Vergessenheit bestimmten Emporkömmlings stellen.

Was uns weniger an dem Buche gefällt, ist der Mangel an Sicherheit und Bestimmtheit. Wir meinen, der Mann, der es geschrieben hat, könnte nicht weit von der mittlern Elbe oder Oder zu Hause sein. Seine vorsichtigen Urteile über Dinge, in die ein anderer ein Donnerwetter hineinschlagen ließe, erinnern an die bekannten Anekdoten von dem komisch-höflichen Obersachsen. Herr Deckert ist gerade kein Bliemchen, aber er hat ein bißchen von dessen Manier, was uns von dem sonst vortrefflichen Mann aufrichtig leid thut. Es giebt so manches, was klar und scharf zu verurteilen wäre. Ihm erscheint die Zukunft gewisser Dinge, die man in den Boden verwünschen möchte, nur als „vielleicht zweifelhaft.“ Die Sprache der amerikanischen Zeitungen ist manchmal ein „wenig kräftig.“ An den Niagara-fällen, wo ihn, wie schon manchen vorher, die unverschämten Rutscher und Hausknechte ärgern, schreibt er folgenden Satz nieder: „Land der Freiheit! seufzen wir und lassen das Unvermeidliche über uns ergehen, wenn auch nicht, ohne dann und wann eine kleine Portion göttlicher Grobheit auf die Zudringlichen regnen zu lassen.“ Sehr gut: kleine Portion, göttlich, regnen lassen, Seufzer, leider paßt nur dazu Grobheit nicht; wir glauben gar nicht, daß Herr Deckert grob sein kann, und daß er das nicht sein kann, ist hier nicht bloß menschlich, sondern auch stillistisch ein großer, ja fast ein grober Fehler. Die Erscheinungen des amerikanischen Landes und Lebens sind selbst zu groß und zu massiv, als das

ein schüchtern zaghaftes Berühren genügte. Wer sich dem Großen gegenüber nicht entschlossen auf die eine oder andre Seite zu stellen weiß, der wird oft an Teilen herumtasten, indem er meint, das Ganze zu umfassen, kurz er läuft Gefahr, vor lauter Objektivität oberflächlich zu werden. So geht es, fürchten wir, Herrn Deckert mit dem großen Problem der neun Millionen Neger in den Vereinigten Staaten, von dem er in den aller verschiedensten Kapiteln spricht, ohne die wahrhaft gewaltige Bedeutung dieser schweren, niederziehenden Masse auch nur mit einem Worte zu verraten. Auch andre Schäden, besonders die politische Korruption und das geradezu stürmische Hineintreiben in die Studel der Plutokratie, behandelt er viel zu faferig.

Von dem löblichen Bemühen, einen guten Stil zu schreiben, das aber doch zu sehr Bemühen bleibt, hebt sich komisch die Vorliebe für die abgegriffensten klassischen Sentenzen ab. Es lassen sich einige Duzend aus dem Buche herausziehen von der Art des Incidit in Scyllam oder des Utile cum dulei. Die gleiche Neigung, Bildung zu zeigen, bemerken wir auch in der geflüsterten Aufwühlung des Geologischen an unpassenden Stellen. Wir würden nichts dagegen haben, wenn uns nicht die Furcht beschliche, es möchte sich hinter solchen Schwächen eine Unreife bergen, die außer Verhältnis zu der großen Aufgabe der Schilderung Nordamerikas steht.

Einen starken Mann haben wir jedenfalls nicht vor uns, und so ist denn auch das Buch mehr im einzelnen lehrreich und angenehm als im ganzen. Man liest es nicht mit steigender Befriedigung, weil die vielen, an sich guten Einzelheiten nicht zu einem Guß zusammengeschmolzen sind, daher mit der Zeit ermüdend wirken. Aber freilich enthält es auch nichts Unrichtiges, Schädliches oder Abstoßendes, und das ist schon viel für ein Buch über ein so großes, schwerverständliches Land.

Graue Geschichten von M. zur Megede. Neue Folge. Berlin, F. Fontane & Co. 1892

Die neue Folge der „Grauen Geschichten“ entspricht in Vorzügen und Mängeln der ersten unter diesem Titel erschienenen Sammlung, der einzige Unterschied ist vielleicht, daß in den „Weihnachtsfahrten“ ein wenig mehr Licht in das Grau der Lebensschilderung fällt, das die Verfasserin in ihren Skizzen bevorzugt. Denn Skizzen, meist Skizzen zu einem ganzen Roman und nicht Novellen sind es, die auch in dieser neuen Folge vorwalten; „Fräulein Josephine,“ „Die Familie Morin,“ „Der Anfang vom Ende“ schließen je einen ganzen, freilich je einen trostlosen Lebensroman in sich ein, womit wir nicht etwa gesagt haben wollen, daß es rätlich und erquicklich sein würde, diese Romane thatsächlich auszuführen. Die Beobachtungen der Verfasserin sind richtig, die Wahrheit der skizzierten Charaktere und Schicksale ist meist unbestreitbar, und trotz ihrer entschiednen Neigung für Darstellung des Peinlichen und Düstern verletzt M. zur Megede die Bescheidenheit der Natur sehr selten. Wie die Dinge liegen, ist schwer zu sagen, ob an der leidigen Bevorzugung der unerfreulichsten Seiten des Daseins die Grundstimmung der Verfasserin oder die leidige Mode den Hauptanteil hat. Daß die Schriftstellerin nicht schlecht hin unfähig ist, andre Erscheinungen zu sehn und zu würdigen, erweisen Einzelheiten des kleinen Bandes. Geschrieben sind die kleinen Geschichten mit lobenswerter, ein wirkliches Talent verratender Einfachheit, und insofern bilden sie einen Gegensatz zu den beliebten renommierten Glendardstellungen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig